

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

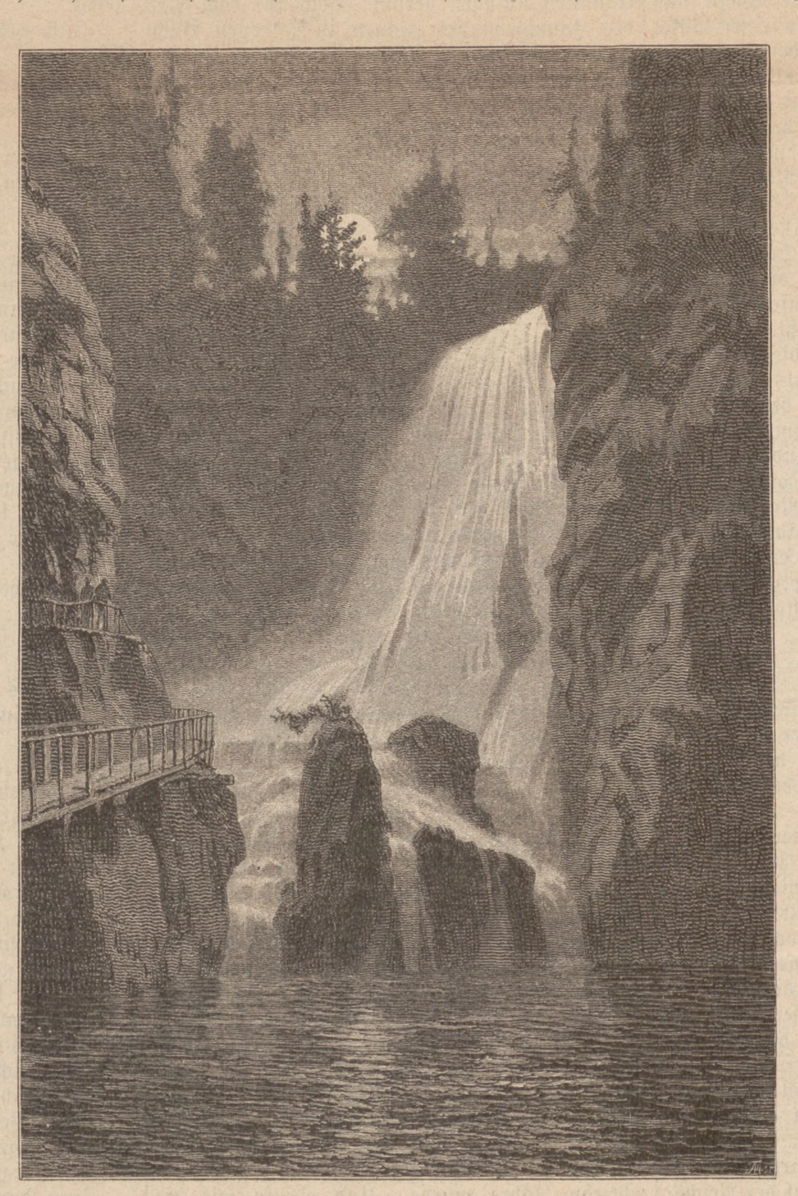
„Die Rheinischen Eisenaktien sind unser Unglück," fuhr Walter Prätorius fort. „Wo sollen wir Deckung und Zinsen hernehmen, wenn weitere Kursverluste eintreten? Ich glaube kaum, daß wir uns dann mit einigen — Unterschriftenfälschungen durchhelfen können."

Hastig wandte sich Graf Lothar nach dem Sprecher um. „Ich weiß, was Du sagen willst, Walter," antwortete er gereizt, „und ich weiß auch, daß Du auf Grund der drei bewußten Scheine meine Eintragung als Theilhaber der Firma Prätorius & Comp. hintertreiben willst —"

„Ihr macht mich todt mit euren persönlichen Streitereien," unterbrach Frau Prätorius ihn mit schriller Stimme, so daß man hätte glauben können, sie müsse auf der Stelle sterben, wenn auch nur noch ein Wort gesprochen würde. „Ich will nicht und dulde es nicht, daß das gemeinsame Interesse der Bank unter diesen persönlichen Zwistigkeiten leidet. Ich wünsche und verlange, daß ihr euch Beide vertragt. Ach Gott, ich arme unglückliche Frau, bin ich nicht elend und krank genug? Müßt ihr euch auch noch zu meinem Kummer verfeinden?"

„Gnädige Frau Schwiegermama," nahm Graf Lothar mit einer lebhaften Behendigkeit wieder das Wort, da er wohl merkte, daß er mit seiner Darlegung auf eine bekannte Schwäche bei der Kommerzienräthin rechnen durfte, „gestatten Sie mir zur Erklärung des Vorfalles zwei Worte. Die Scheine datiren aus einer Zeit, zu welcher Elsbeth in einer beängstigenden Weise nervös erregt und angegriffen war. Sie, Frau Schwiegermama, Sie wissen, was das heißt. Sollte ich nun als Mann und Gatte die Rücksichtslosigkeit und Herzlosigkeit haben, meine arme leidende Gattin immer und ewig mit solchen Bagatellen zu behelligen? Wegen einiger lumpigen Tausend Mark sollte ich die Gesundheit meiner Gattin auf's Spiel setzen?"

„Es ist gut. Lothar, geben Sie sich keine Mühe, ein Prätorius wird solche Zärtlichkeiten für die Gattin nie und nimmer verstehen. Ich kenne das, glauben Sie mir. Eine Zahl ist ihr Herz und damit gut. Die Sache ist erledigt."



Wasserfall in der Schlitzaschlucht. (S. 211)

„Man mißversteht mich vollständig und man kränkt mich tief," sagte der Graf wieder im Tone beleidigter Unschuld, „wenn man annimmt, ich hätte jenen Stempel aus Egoismus für mich anfertigen lassen. Jederzeit bin ich natürlich bereit, jene kleine Summe auf mein Privatkonto zu übernehmen und darüber besonders abzurechnen. Rücksicht auf Elsbeth's Gesundheitszustand, das ist mein Verbrechen! Und deshalb soll ich all' und jeden Einfluß auf die Geschäftsführung verlieren? Deshalb soll ich nicht nur Elsbeth's Vermögen, sondern auch das Guthaben der Frau Kommerzienrath, kurz, das ganze Schicksal der Bank in Walter's Händen lassen? Ich will meine Börsenroutine, meinen geschäftlichen Scharfblick nicht rühmen, aber ich sage nur, daß vier Augen immer mehr und besser sehen, als zwei, und deshalb würde ich es für ein Verbrechen nicht nur an der Ruhe und am Interesse meiner Gattin, sondern auch der Mama erachten, wenn ich von der Geschäftsleitung ausgeschlossen würde."

„Herr des Himmels droben," stöhnte die Kommerzienräthin und wand sich wie verzweifelt auf der Chaiselongue, auf der sie lag, „bin ich denn verurtheilt, hier auf Erden nichts als von Geschäften und wieder von Geschäften zu hören? Still, sage ich! Noch heute muß die Eintragung Lothar's vor sich gehen, sonst habe ich keine ruhige Stunde."

„Mama," sagte Walter nochmals beruhigend, „die Sache liegt ja ganz anders. Erlaube mir nur —"

„Du bist mein Mörder!" schrie die exaltirte Frau wie wahnsinnig. „Lothar, schützen Sie mich vor diesem Menschen. Erst will er vorgeblich wegen Spar-

samkeitsrücksichten nicht zugeben, daß ich aus dieser Pestluft hier fortgehe und meine Gesundheit in der freien Gottesnatur wieder kräftige, und nun will er mir auch noch die Kontrole meines Guthabens verweigern."

„Aber Mama —"

„Still, Du bringst mich um. O, ich unglückselige, elende Frau! Und ich muß hier still liegen zu meiner Qual und das Alles geduldig mit anhören! — Lothar, Sie sind mir immer der Liebste gewesen. Stehen Sie mir bei. Ich will, daß die Sache noch heute geregelt wird."

„Sie wird geregelt werden, gnädige Frau Schwiegermama, sie wird geregelt werden und wenn aus keinem anderen Grunde, schon deshalb, weil dann Ihrer Abreise nichts mehr im Wege stehen wird."

„Gottlob, Sie sind ein Mann von Herz und Gemüth, Lothar. Sie verstehen die Leiden einer armen kranken Frau. Ich segne Sie. Geben Sie mir die Hand und geleiten Sie mich in mein Zimmer. Gerechter Himmel, ich bin mehr todt als lebendig. Walter! Wenn Du mich lieb hast —"

„Mama —"

„Nein. Um's Himmels willen sage nichts. Ich zittere schon an allen Gliedern, wenn ich Deine Stimme höre. Wenn Du mich lieb hast, so wirst Du die Sache mit der Eintragung noch heute regeln. Hörst Du? Adieu."

Damit ging sie mit Graf Lothar davon.

Walter Prätorius war kein Geschäftsmann, war überhaupt kein energischer Mann; er war der verwöhnte und verweichlichte Sohn aus reichem Haus. Gleichwohl hatte er seinen Vater wohl verstanden, als er mit sterbenden Lippen ihm zugehaucht hatte: „Der Graf ist die richtige Compagnie nicht." Aber das war auch Alles. Walter Prätorius war viel zu sehr ein Mann des passiven Gehenlassens und Abwartens, als daß er dem Ansturm seiner Familie und des Grafen hätte widerstehen können. Was hätte er denn auch thun können? Die Warnung seines Vaters würde ihm, wie die Sachen lagen, kein Mensch geglaubt haben, und die schwierige Lage der Bank machte ihm den Grafen als Compagnon eher erwünscht als verhaßt.

Am Nachmittag wurde also die gerichtliche Eintragung des Grafen Lothar als Theilhaber der Bank Prätorius & Comp. bewirkt, und am andern Tage reiste Frau Kommerzienrath mit ihrer Tochter und entsprechender Dienerschaft, einem Arzte und Frau Doktor Zehlen im Schlafwagen ab, um am Nordkap ihre Nerven zu kuriren. Die hauptstädtischen Zeitungen brachten über die Reise entsprechende Notizen, und die Leute in der Hauptstadt sagten: „Es muß mit Prätorius & Comp. doch noch nicht so schlecht stehen!"

14.

Wer die Verhältnisse in der Familie Hartung nicht ganz genau kannte, der hätte wohl kaum etwas von dem Umschwung bemerkt, der sich seit einiger Zeit in demselben vollzogen hatte.

„Wenn Du Geld brauchst, Mutter, so sag's," hatte Georg eines Tages zu der alten Dame gesagt, worauf diese erstaunt erwiedert hatte: „Hast Du denn die Schuld bezahlt?"

„Sie ist bezahlt," war die Antwort gewesen.

Das war zunächst das einzige äußerliche Zeichen gewesen, daß nunmehr die Zeit der Noth und Bedrängniß vorüber sei. Wie in einer belagerten Festung hatte die Familie monatelang gelebt, ihre Bedürfnisse auf's Aeußerste beschränkt und Hilfsmittel aufgesucht, auf die eben nur die Noth verfällt. So hatten sie das moderne Heldenthum der Entsagung gelernt. Dann erfuhr Frau Hartung durch Käthchen, daß man ihrem Sohn auf der Reichsbank einen Kredit von zehntausend Mark eröffnet hatte. Sie wußte nicht, ob das die Bezahlung für gelieferte Kuppelungen oder eine Hilfe von irgend einer Seite her für neue Unternehmungen war, mit denen sich ihr Sohn in letzterer Zeit trug. Aber sie wollte jedenfalls dafür sorgen, daß dies Geld — woher es auch immer stammte — nicht vergeudet würde. Sie ereiferte sich über den Leichtsinn Käthchens, als ihr diese eines Tages eine Garnwinde aus einem Fünfzig-Pfennig-Bazar mitgebracht hatte.

War somit in der äußeren Lebensführung der Familie nur sehr wenig von der bedeutenden Besserung ihrer Verhältnisse bemerkbar, so war doch in den inneren Beziehungen der einzelnen Familienglieder eine große Veränderung zu gewahren. Frau Hartung war stolz auf ihren Sohn, sie blickte zuversichtlich und froh in die Zukunft, und da der Luftschlösserbau, die Projektenmacherei in Bezug auf ihre Kinder doch nun einmal eine fast allgemeine Liebhaberei der Mütter ist, so entwarf auch Frau Hartung in ihrer inneren glücklichen Zufriedenheit stundenlang die weitläufigsten und herrlichsten Pläne. Sie hatte gehört, daß Georg um ein Bauterrain außerhalb der Stadt gehandelt habe, und in ihrem Geiste erhoben sich auf diesem Gelände flugs weitläufige Fabrikanlagen, Schlossereien, Schmieden mit hohen rauchenden Schloten, in denen es wie in einem Bienenkorb von ab und zu laufenden Arbeiterschaaren wimmelte. Unermüdlich baute sie in ihrem mütterlichen Stolz und in ihrer phantastischen Liebe an diesen geträumten Anlagen herum. Hoch auf dem First des Hauptgebäudes glänzte in goldenen Buchstaben die Firma Georg Hartung & Comp., und vor dem kleinen Gärtchen spielten kleine blondlockige Kinder mit einer alten, halblahmen Frau, und diese Frau war sie und die Kinder waren — Georg's Kinder. Nicht um allen Glanz der Welt hätte sie diese Träumereien missen mögen und — deshalb nahm sie keinen Pfennig von Georg's Gelde und schalt Käthchen aus, wenn sie die Güte ihres Bruders — wie sie glaubte — mißbrauchte.

Es war an einem schönen Herbstsonntag, als Frau Hartung mit ihrer Tochter aus der Stadt kam, wo sie ihre Bedürfnisse für das Mittagsmahl eingekauft hatte. Georg hatte ihr gesagt, daß er einen Schulkameraden zu Tisch eingeladen habe, um etwas mit ihm zu besprechen. Aber sie solle deshalb keine besonderen Umstände machen, nur nicht zu wenig kochen. Auf dem Nachhauseweg bemerkte sie, wie ein offenbar dem Arbeiterstande angehörender junger Mann mit schwieligen harten Fäusten und eigenthümlich rußig-kupferiger Gesichtsfarbe ihr — oder vielmehr Käthchen eine fast auffallende Aufmerksamkeit zuwendete. Dabei ging er so ungenirt, so geradezu vor, starrte ihr so ganz ohne jede Manier in's Gesicht, daß sie rasch in einen Gemüseladen trat, um auf diese Weise womöglich dem Unverschämten aus dem Wege zu gehen.

„Käthchen, daß Du Dich nicht umsiehst," sagte sie und kaufte zwei Krautköpfe. Dann trat sie wieder auf die Straße, aber der zudringliche Mensch war immer noch da.

„Käthchen, daß Du Dich nicht umsiehst," sagte sie nochmals.

Da hörte sie, wie der junge Mensch hinter ihr halblaut und ärgerlich sagte: „Was sich die alte Schraube einbildet! Kauft zwei Krautköpfe für fünfzehn Pfennig und thut wie eine Gräfin!"

Frau Hartung war außer sich. Sie, eine alte Schraube! Und weshalb? Weil sie Käthchen vor unliebsamen Begegnungen behüten wollte, wie das ihre Pflicht war. Käthchen war mittlerweile, wie ihre Mutter wohl sah, ein schönes Mädchen geworden, das nun bald achtzehn Jahre wurde. Und ebenso wie die alte Frau sich bezüglich ihres Sohnes Georg eifrig dem Luftschlösserbau hingab, so geschah das auch in Bezug auf Käthchen. Sie sollte vor allen Dingen einmal einen feinen, höflichen, liebenswürdigen Mann heirathen, der Käthchen zu verstehen im Stande war und auf ihre ängstliche Schüchternheit, auf eine gewisse liebenswürdige Unselbstständigkeit, die ihr eigen war, Rücksicht nahm. Zu diesen Träumereien paßte natürlich ein solcher offenbarer Flegel nicht. Endlich kamen sie zu Hause an, und Frau Hartung machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

„Ist das erhört," eiferte sie, „eine alte in Ehren grau gewordene Frau eine alte Schraube zu nennen? Die Polizei muß einschreiten. Die Zeitungen haben Recht. Die Welt wird alle Tage schlechter und verruchter."

„Er hat es wohl nicht so bös gemeint," besänftigte sie Käthchen.

„Nicht so bös gemeint? Das kenne ich. Er gehört zu jenen Leuten, von denen die Zeitungen immer schreiben, daß sie Alles umstürzen wollen. Wahrhaftig, er ist ein unruhiger Rappelkopf, das habe ich ihm sofort angesehen. Nimm Dich ja in Acht, Käthchen, nimm Dich ja in Acht vor ihm. Er ist einer von den verruchtesten Menschen, die es gibt."

„Du irrst Dich vielleicht, Mutter. Er sah so gut aus."

„Gut sah er aus? Na, ich danke. Sah er nicht aus im Gesicht, als wenn er geradenwegs aus der Hölle gekommen wäre? Ich will wetten, um was Du willst, er war ein Schlossergesell."

„Ich glaube, ich habe ihn schon früher gesehen."

„Schon früher gesehen? Wann denn?"

„Ich weiß es nicht. Vor vielen, vielen Jahren."

„Papperlapapp. Komm, schabe das Kraut. Wir müssen uns tummeln. Georg muß bald kommen." —

Kurze Zeit darauf trat Georg Hartung auch in der That in die Wohnung ein. Hinter ihm her kam ein Fremder, bei dessen Anblick Käthchen einen kleinen Schrei der Ueberraschung ausstieß und Frau Hartung beinahe umgefallen wäre. Sie starrte den jungen Mann, der im Anfang auch ziemlich verblüfft war, an, als ob sie einen Geist gesehen hätte. Es war derselbe Schlossergesell, der sie vorhin eine alte Schraube genannt hatte.

„Nicht wahr, Mutter," sagte Georg ahnungslos, „Du kennst den kleinen Hübner's Paul noch? Wie wir noch in der Breiten Straße wohnten — es ist freilich bald fünfzehn Jahre her — da besaß sein Vater die Schmiede gegenüber. Die hat nun der kleine Paul von damals jetzt selbst. Sein Vater ist schon zwei Jahre todt."

„Ist das Deine Frau?" fragte Hübner plötzlich mit einer ihm eigenen geraden Derbheit und Kürze. Man sah es dem Mann auf den ersten Blick an, daß er mit dem Wort nicht viel Federlesens machte.

„Bewahre, Paul," antwortete Hartung, „das ist ja Käthchen, meine Schwester."

„Das ist Dein Glück," sagte Hübner wieder kurz und trocken.

„So, so," warf nun endlich Frau Hartung ein, „also ein Schmied. Na, ich habe es mir auch gleich gedacht."

Hübner lachte gutmüthig. „Ach so, von wegen der alten Schraube! Nun, Frau Hartung, nichts für ungut. Das müssen Sie einem Schmied nicht eben übel nehmen. Ich sage Ihnen, solch' eine alte verrostete Schraube ist gar nichts Verächtliches und hält, wenn sie einmal sitzt, manchmal mehr, als zehn neue. Nicht wahr, Georg?"

Frau Hartung war innerlich empört. Nicht

einmal eine Entschuldigung brachte er hervor, dieser Eisenmensch. Und Käthchen lachte auch noch über seine plumpe Art so gemüthlich, nicht als ob sie sich auch beleidigt fühlte, sondern als ob sie sogar Gefallen fände an dem ungeschlachten und ungehobelten Menschen.

„Käthchen," gebot sie streng, „geh' in die Küche. Komm, wir wollen anrichten. Was gibt's denn da nur zu lachen? Komm, komm!"

Und als sie schon draußen waren und die beiden Männer sie nicht mehr hören konnten, fuhr sie noch polternd fort: „Käthchen, nimm Dich in Acht vor dem Mann. Er ist ganz gewiß ein schrecklicher Mensch. Hörst Du? Nimm Dich ja in Acht."

Käthchen wurde roth, als ob sie sich auf einer Sünde ertappt hätte, und flüsterte: „Ja, Mutter."

Während Frau Hartung und Käthchen ihren Wirthschaftsbesorgungen nachgingen, saßen die beiden jungen Männer im eifrigen Gespräch über einer ganzen Sammlung von Modellen, Zeichnungen, Plänen und dergleichen.

„Siehst Du, Paul," sagte Hartung in seiner eifrigen und hastigen Weise, „wir sind Beide jung und rührige Leute. Wir stehen auch Beide an einem Wendepunkt unseres Lebens. Ich muß eine neue Beschäftigung suchen, und Du mußt Dir ein neues Lokal für Deine Schmiede besorgen. Denn wenn das Haus in der Breiten Straße, wo Du jetzt bist, umgebaut werden soll, so glaube ich kaum, daß für Dich noch Platz darin sein wird. Die Miethen werden zu theuer dort. Du mußt weiter hinaus, wenn Du Raum haben willst."

„Zum 1. Januar muß ich 'raus."

„Nun also. Wie wär's, Paul, wenn wir unser Schicksal zusammenketteten? Du bist ein tüchtiger Kerl in Deinem Fache, das ist, was ich schon lange suche. Ich will meine Kuppelungen selbst anfertigen und brauche dazu eine geeignete Werkstatt und einen tüchtigen Fachmann. Wenn Du heute Ja sagst, kaufe ich morgen die Rieselauer Wiesen. Das ist ein Platz wie für uns gemacht. Unmittelbar an der Bahn gelegen, mit Wasserkraft, schönes ebenes Terrain und groß genug für uns. Ich bezahle den Platz, und Du baust Deine Werkstatt — klein und bescheiden, wie es sich den vorläufigen Bedürfnissen gegenüber ziemt. Später werden schon Arbeiten genug hinzukommen. Spätestens zum Frühjahr bekomme ich ein neues Patent auf Wagenräder. Paul, wenn wir den ersten Eisenbahnwagen bauen — ich glaube, ich könnte Vieles darüber vergessen."

„Na, weißt Du, Georg, ich bin ein gelernter Schmied und damit basta. Wenn Du einen solchen brauchst, so bin ich da. Und die paar tausend Thaler, die ich habe, sind auch da. Aber ein gelehrter Mechaniker bin ich nicht, erfinden ist nicht meine Sache. Das siehst Du wohl ein."

„Wenn Du nur mit mir Compagnie machen willst, so genügt mir das schon. Für das Andere laß mich nur sorgen."

„Gut. Machen wir's! Aber, damit Du nicht denkst, ich sei wirklich so dumm, wie ich aussehe, will ich Dir eine feine Idee sagen, Georg."

„Nun? Nur heraus damit."

Hübner machte ein etwas verlegen-pfiffiges Gesicht und sagte etwas leise: „Georg, in solch' eine Geschichte gehört viel Wind. Verstehst Du?"

„Habe nur keine Sorge. Ich bin sicher, daß wir das Kapital, das uns zur Stunde noch fehlt, durch Tüchtigkeit und angestrengte Arbeit ersetzen können."

„Können wir, jawohl. Wir sind ja Beide jung. Aber wie wär's denn, Georg, wenn Du eine reiche Frau heirathetest? Dann ist sofort der richtige Wind da, und es dauert gar nicht lange, so können wir den ersten Eisenbahnwagen bauen."

„Das ist nichts, Paul. Ich heirathe nicht," antwortete der junge Techniker und wurde verlegen wie ein kleiner Junge, wenn er nach seinem Namen gefragt wird.

„Warum nicht?" ereiferte sich der Andere, „Du bist ein hübscher feiner Junge, Georg, warst schon immer in der Schule der noble, nette Kerl. Warum willst Du das nicht machen? — Hör' mir zu. Ich weiß Eine. Das ist meine Nachbarin, das Fräulein Rosa. Sie ist ja allerdings schon ein bischen angejahrt. So an die Dreißig 'rum wird sie wohl sein. Aber sie ist schwer, Bombenelement, sie ist schwer, Georg. Ihr Vater ist ein Fleischermeister, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Na, Du weißt doch, so ein alter Fleischermeister hat sein Gewicht. Und Rosa ist seine einzige Tochter und würde sofort zugreifen, wenn Du kämest. Mein Wort darauf, Georg, sofort."

„Unsinn, Paul, laß das! Heirathe Du sie doch."

Dieser unerwartete Vorschlag setzte nun wieder Paul Hübner in Verlegenheit. Er lachte wohl laut darüber auf, aber es geschah doch nur, um seine Befangenheit zu verbergen.

„Warum nicht gar. Wer will denn von so einem grobkörnigen Schmied, wie ich bin, etwas wissen? Zu solchen Sachen gehören feinere Fingerchen, wie ich sie habe, und ein nobel-blasses Aussehen und verdrehte Augen und überhaupt ein verdrehter Kopf. Dazu gehört eben ein feines Kerlchen, so etwas wie Du bist, Georg."

„Habe ich einen verdrehten Kopf?"

„Na, nur nicht raisonnirt! So ein bischen verdreht sind alle Erfinder."

Hier traten Frau Hartung und Käthchen wieder in die Wohnstube ein, deckten den Tisch, und man setzte sich zum Essen nieder. Hübner saß Käthchen gegenüber, und es wollte Hartung manchmal scheinen, als ob auch die Schmiede unter Umständen nichts an Verdrehtheit zu wünschen übrig lassen, denn auf viele seiner Fragen und Auseinandersetzungen erhielt der junge Techniker von seinem Schulkameraden entweder ganz verkehrte oder zerstreute und ungenügende Antworten.

Erst nachdem sie gegessen hatten und Beide wieder allein waren, um einen Kontrakt zu entwerfen, die sie miteinander eingehen wollten, kam dem jungen Schmied seine einfache, praktische und gesunde Vernunft zurück.

15.

Frau Kommerzienrath Prätorius war von ihrer lang ausgedehnten Erholungsreise nach Skandinavien kränker, elender zurückgekommen, als sie abgereist war. Und das war sehr natürlich. Dieses ewige Hin und Her der Reise, diese fortwährende Ruhelosigkeit konnten ihren ohnehin trostlosen und unglücklichen Zustand nur verschlimmern. War sie bisher für ihre Umgebung eine Pein gewesen, so war sie nun geradezu bedrohlich. Sie litt unter eigenthümlichen Hallucinationen, die sie bei Tag und auch bei Nacht befielen. Sie glaubte in solchen Anfällen, ihr Leben sei bald von Dem, bald von Jenem bedroht, und ging dem Betreffenden mit dem ersten besten Gegenstand, mit einer Schere, einem Stuhl, einem Ofenschürer oder was sie gerade faßte, zu Leibe. Das war natürlich, ganz abgesehen von den peinlichen Scenen, die dadurch entstanden, auf die Dauer unerträglich, und man dachte daran, sie in eine Anstalt zu bringen. Darüber war sie natürlich furchtbar aufgebracht und sagte ihren Angehörigen geradezu, daß man sie wohl ermorden lassen wolle, um sie zu beerben.

(Fortsetzung folgt.)

Wasserfall in der Schlitzaschlucht.

(Mit Bild auf Seite 209.)

Noch wenig bekannt ist die Schlitzaschlucht bei Tarvis (Marktflecken an der Bahnlinie Villach-Laibach) in Kärnten. Ihre wildromantische Scenerie, noch gesteigert durch das Dunkel der Nacht und die über dem Wasserfall aufsteigende Mondscheibe, gibt unser Bild auf S. 209 wieder. Wenn der nach Laibach weiterfahrende Zug die Station Tarvis verlassen hat, passirt er eine 53 Meter hoch über die Schlitza gespannte eiserne Gitterbrücke, von der aus man einen Blick in die Schlitzaschlucht werfen kann. Wer in diese selbst eindringen will bis zu dem auf unserem Bilde dargestellten Wasserfall, geht von Tarvis aus unter der erwähnten Bahnbrücke hindurch und auf dem völlig sicheren Graf Karls-Steg eine starke halbe Stunde weit bis zum hintersten Grunde der Schlitzaschlucht.

Ein verspäteter Passagier.

(Mit Bild auf Seite 212.)

Wenn einem ein Eisenbahnzug vor der Nase wegfährt, so kann dies mitunter schon recht unangenehme Folgen haben, noch schlimmer aber ist es, wenn man die Abfahrt eines Seeschiffes verfehlt, denn hier steht nicht, wie bei der Eisenbahn, in längstens ein paar Stunden eine andere Fahrgelegenheit zu Gebote. Gelingt es dann dem verspäteten Passagier nicht, wie dem jungen Manne auf unserem Bilde S. 212, durch im letzten Augenblick entfaltete Energie und ein wohlangebrachtes Geldopfer die Versäumniß noch einzubringen, so ist oft der ganze Reisezweck verfehlt. Jener sah, als er verspätet am Hafenquai anlangte, den Ozeandampfer schon auf dem Wasser schwimmen und langsam dem offenen Meer zu dampfen. Rasch entschlossen fragt er den Kapitän eines der kleinen Schlepper, die in großen Häfen zu beständigem Dienste bereit sind, was er dafür verlange, ihn noch an Bord jenes Dampfers zu bringen. „Fünfundzwanzig Dollars!" lautet die Antwort. Er bezahlt die Summe, und nach einer halbstündigen Jagd liegt der Schlepper längseits des großen Postdampfers. Der Koffer des verspäteten Passagiers wird hochgehißt, und er selbst klimmt nun, froh, sein Ziel doch noch erreicht zu haben, unter den neugierigen Blicken der schon an Bord befindlichen Passagiere mit Todesverachtung an der heruntergelassenen Fallreep empor.

Im Schloßgarten.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Es ist Sonntag, und die Marie-Anne, ein hübsches Bauernmädchen, das jetzt in der Residenz als Kindermädchen dient, führt in ihrem dörflichen Staat die ihr anvertraute Kleine im Schloßpark spazieren. Dort stößt sie plötzlich auf drei stramme Gardisten, in denen sie mit Erstaunen drei ihrer ehemaligen Spielgefährten erkennt. „Die haben sich einmal schön herausgemacht," denkt sie und wendet schämig lächelnd ihr hübsches Gesicht zur Seite. Die Drei haben sie natürlich auch gleich wieder erkannt und lachen vergnügt, als sie ihre Verlegenheit gewahren. Jeder von ihnen denkt bei sich, daß nur seinetwegen die Marie-Anne so verschämt thue, was sie nur um so fröhlicher stimmt. Dieses erste Wiedersehen der Spielgefährten von einst führt uns H. Huisken auf seinem hübschen Gemälde, das unser Holzschnitt auf S. 213 wiedergibt, höchst anschaulich vor Augen.

Der Heirathsvermittler.

Erzählung nach Pariser Polizeiakten.

Von **Felix Lilla.**

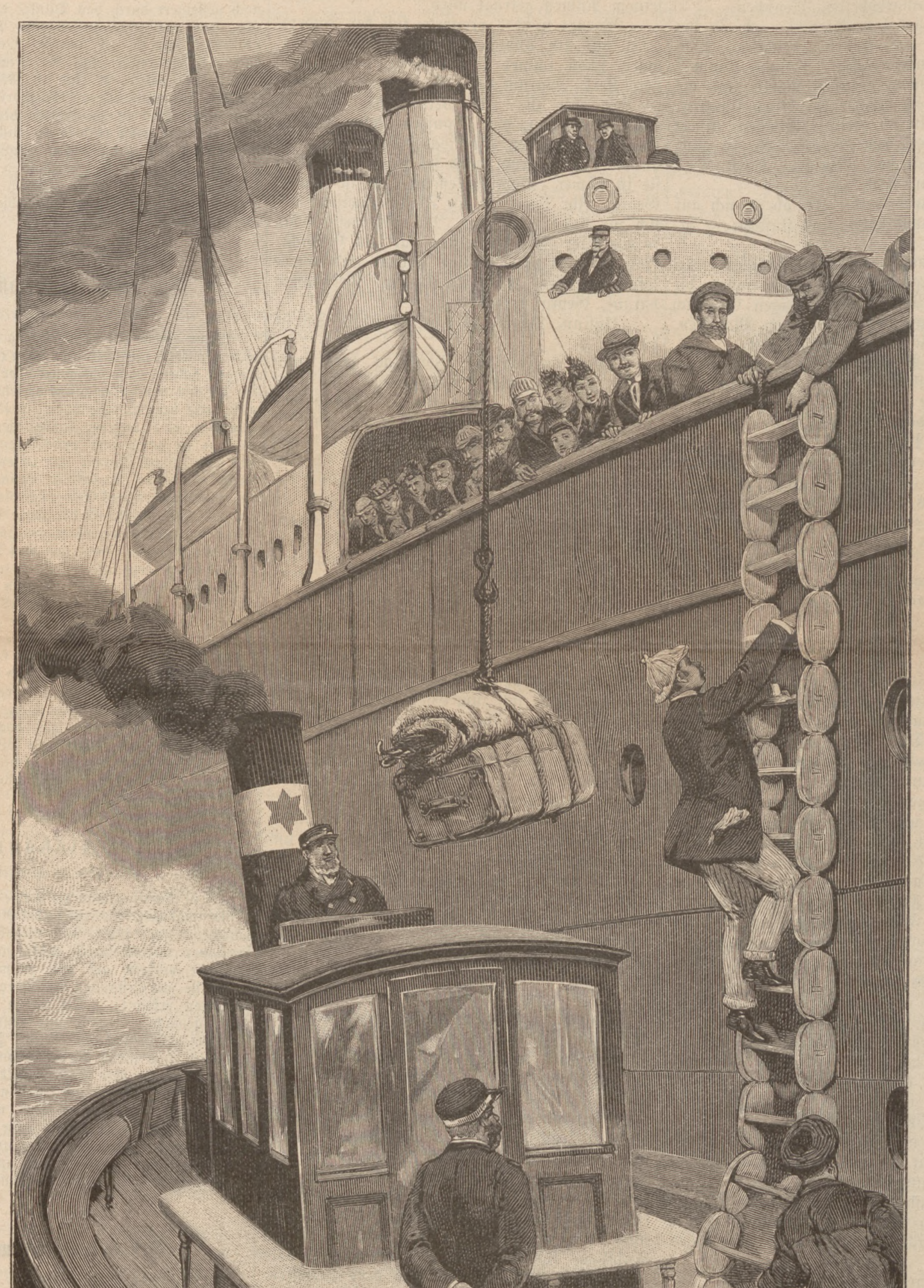
Gegen Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts kamen die ersten Heirathsvermittelungsbureaux in Paris auf. Das erste wurde gegründet von einem Herrn de Foy, das zweite von einer Madame Saint-Marc, die sich bald wüthende Konkurrenz machten und sich arg befehdeten. Auch fehlte es sonst nicht an allerlei Skandalen. So gerieth zum Beispiel de Foy in einen ärgerlichen Prozeß mit dem bekannten

Theaterdirektor Lebreton, dem er eine reiche Frau verschafft hatte, und der dann die Provision nicht bezahlen wollte.

Um's Jahr 1843 wurde in aller Stille noch ein drittes Heirathsvermittelungsbureau eröffnet von einem Herrn Philibert Coquille, in einer ruhigen Seitenstraße und im ersten Stock eines recht anständig und solide aussehenden Hauses. Coquille's Anzeigen in den Zeitungen waren durchaus nicht großprahlerisch, sondern klein, bescheiden und zierlich, ebenso seine anderweitigen Ankündigungen, die er auf den Boulevards austheilen ließ. Man sah darauf einen niedlichen Miniaturamor und darunter las man die Versicherung, daß Herr Coquille sein Geschäft mit der größten Diskretion, der feinsten Delikatesse und aller erdenklichen Zartheit zu billigen, aber festen Bedingungen betreibe.

Da beschloß denn auch Alberic Bichet, ein junger Pariser, aus Mangel an passender Damenbekanntschaft die Vermittelung des Herrn Coquille in Anspruch zu nehmen, dessen anmuthige und gut stylisirte Ankündigungen ihm wohl gefallen hatten.

Im Oktober 1843 vollführte er seinen Vorsatz, suchte die ruhige Seitenstraße und die richtige Hausnummer auf, stieg die Treppe zum ersten Stock hinan und klingelte an einer verschlossenen Glasthür. Eine sehr würdig aussehende Dienerin öffnete und fragte nach seinem Begehr. Als er Auskunft gegeben, wurde er in ein kleines Empfangszimmer geleitet, wo zwei Plüschstühle an einem Tisch standen. Er setzte sich auf den einen Plüschstuhl und gewahrte zwei auf der grünen Tischdecke liegende große Papierhefte, beide kreuzweise mit rothem Bande zierlich zugeschnürt. Auf dem einen stand: „Abzuschließende Heirathen“, auf dem anderen: „Abgeschlossene Heirathen“. Das machte einen sehr netten und verheißungsvollen Eindruck.



Ein verspäteter Passagier. (S. 211)

Nach einer Minute erschien Herr Philibert Coquille, ein sehr würdevoll auftretender befrackter Herr in reiferen Jahren mit schon ergrauendem Haupthaar und Bart. Sein lächelndes Antlitz, leicht geröthet, glänzte wie im Widerschein eines wahrhaft väterlichen Wohlwollens. Ein solcher Mann, das sah man ihm an, konnte nur die Beförderung des höchsten Glückes seiner Mitmenschen im Sinne haben.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte er artig. „Aber ich kann es mir ja schon denken: es ist die Sehnsucht, die Sie hierher führt, nicht wahr? Ja, die Sehnsucht nach Derjenigen, die Ihnen vom freundlichen Schicksal bestimmt ist und die Sie noch gar nicht zu kennen das Glück haben.“

„Genau so ist's, Herr Coquille,“ versetzte Alberic. „Ich wünsche mich zu verheirathen und zu solchem Behufe Ihre gütige Vermittelung in Anspruch zu nehmen.“

„Vortrefflich! Ihr Vertrauen ist für mich recht schmeichelhaft. Doch bevor wir Weiteres bereden, darf ich Sie wohl bitten, die übliche kleine Einschreibegebühr von fünf Franken zu entrichten.“

„Mit Vergnügen!“

Der junge Mann überreichte ein Fünffrankenstück.

Coquille bedankte sich, setzte sich dann auch an den Tisch, öffnete das Heft der „abzuschließenden Heirathen“ und nahm einen Bleistift zur Hand.

„Wenn ich bitten darf, mein werther Herr, Ihr voller Name?“

„Alberic Jean Louis Bichet.“

„Ihr Alter?“

„Fünfundzwanzig Jahre.“

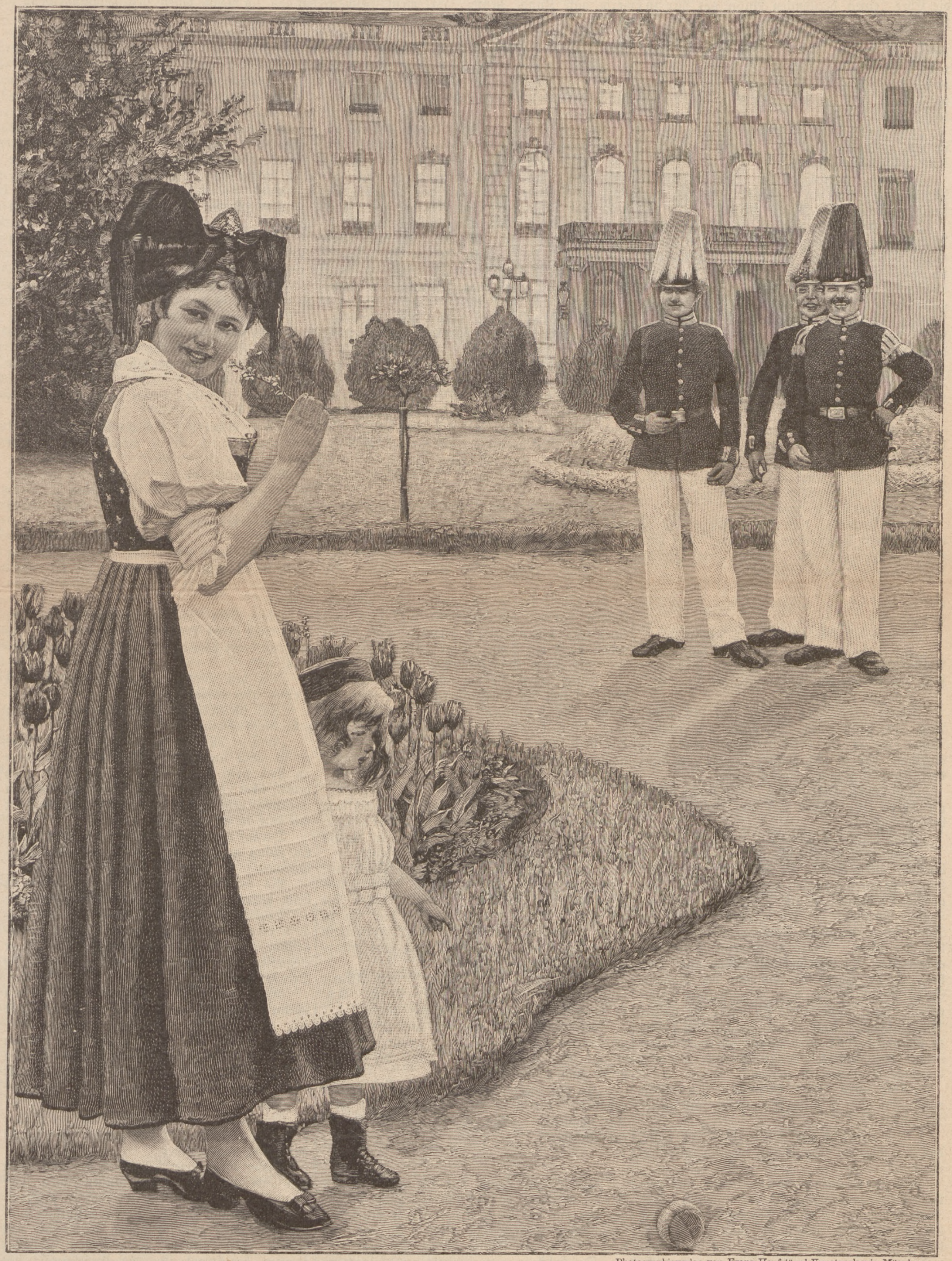
„Geburtsort?“

„Paris.“

„Ihr Stand?“

„Dichter und Journalist.“

„Wie, höre ich recht? Habe ich vielleicht



Photographieverlag von Franz Hanfstängl Kunstverlag in München

Im Schloßgarten. Nach einem Gemälde von H. Huisken. (S. 211)

die Ehre, einen berühmten Autor vor mir zu sehen?"

„Ach nein, mein Herr!" murmelte erröthend der junge Mann. „So weit bin ich leider noch nicht. Wohl habe ich Einiges drucken lassen, doch ohne sonderlichen Erfolg. Auch arbeite ich nur in sehr bescheidener Weise für einige kleine Journale."

„Hm, hm! Die Schriftstellerei, mein Herr, ist ein riskantes Geschäft. Wenn Sie sonst keine Hilfsquellen haben —"

„O doch, Herr Coquille! Ich bin unabhängig und besitze ein Vermögen, welches mir fünftausend Franken Renten bringt."

„Ja, dann können Sie freilich getrosten Muthes auf die Ruhmespalme und den materiellen Erfolg warten. Ich glaube wahrhaftig, ich habe eine sehr passende Parthie für Sie: eine junge Dame, neunzehnjährig, Waise, von guter Familie, gebildet, geistreich, spielt brillant Klavier, Vermögen achtzigtausend Franken und später durch zu erwartende Erbschaften noch bedeutend mehr. Wie würde Ihnen die gefallen?"

„Vorausgesetzt, daß sie nicht häßlich ist —"

„Häßlich? Blendend schön ist sie, mein Herr! Ich werde Ihnen das Porträt der jungen Dame sogleich zeigen."

Coquille nahm aus einem Schränkchen ein kleines, sehr schön und kunstvoll auf Elfenbein gemaltes Miniaturporträt, das Brustbild eines jungen Mädchens von wirklich ausgezeichneter Schönheit, und zeigte es dem Besucher.

„Was sagen Sie dazu?"

„Herr Coquille, dies holde Wesen ist ja von wahrhaft berückender Schönheit!" rief entzückt der junge Mann. „Wenn das lebende Original dem Bilde entspricht —"

„Davon können Sie überzeugt sein. Sie werden das lebende Original sehen, wenn Sie es wünschen."

„Gewiß wünsche ich es — o sehnlichst!"

„Ich muß Ihnen aber bemerken, daß einige Umständlichkeiten und Kosten damit verbunden sind, im Betrage von fünfundzwanzig Franken."

„Hier ist das Geld!"

Alberic zählte den Betrag auf den Tisch. Von der strahlenden Schönheit der jungen Dame, die er im Bilde geschaut, war er so ergriffen, daß er mit wahrer Wonne auch hundert Franken geopfert haben würde.

„Ich danke, Herr Bichet. Also heute Abend um sieben Uhr werden Sie das Fräulein hier bei mir sehen."

„Wie heißt die Dame?"

„Das muß einstweilen noch ein Geheimniß bleiben, mein Herr! Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Prinzipien meines Geschäfts sind: größte Diskretion, feinste Delikatesse und schonendste Zartheit! — Sie werden heimlich die Dame sehen, die junge Dame wird ebenso heimlich Sie sehen. So ist es gewöhnlich bei mir eingerichtet. Es geht hier viel nobler und feiner her, als bei Herrn de Foy und bei Madame Saint-Marc. Findet dann gegenseitiges Wohlgefallen statt, so vermittle ich sofort die nähere Bekanntschaft. Und wenn die Heirath richtig zu Stande kommt, so überlasse ich es dem Ermessen des glücklichen jungen Paares, mir eine beliebige Provision zu zahlen."

„Sehr wohl, Herr Coquille! Ich billige vollständig Ihr so äußerst diskretes und zartes Verfahren!"

„Also pünktlich um sieben Uhr! Ich hoffe, daß Sie sich recht elegant und modisch ankleiden werden."

Alberic versicherte dies natürlich und verließ, beseelt von wonniglichen Vorgefühlen, das Heirathsbureau. Coquille begleitete ihn höflich bis zur Glasthür und blickte ihm mit freundlichem Lächeln nach, indem er sich die Hände rieb und leise murmelte: „Ein ganz vortrefflicher junger Mann! Das ist nun schon der vierte gute Kunde heute. Ha, mein Geschäft blüht!"

— — — — — — — — — —

Um sieben Uhr Abends war Alberic wieder zur Stelle, sehr elegant gekleidet nach damaliger Mode: in einen braunen Frack, und versehen mit buttergelben Glacéhandschuhen und einem ganz neuen Hute.

Coquille führte ihn ohne lange Vorrede zu einer inneren Thür des Empfangszimmers. Es war darin eine kleine Glasscheibe als Guckfensterchen eingefügt und mit einem rothseidenen Vorhang verdeckt. Er schob den Vorhang bei Seite und flüsterte: „Bitte, mein Herr, nun sehen Sie das schönste Wunder der Natur!"

Der junge Mann schaute durch das Guckfensterchen. Da erblickte er im Hintergrund eines kleinen Salons einen Tisch, auf welchem eine sehr hell leuchtende Astrallampe stand. Am Tische saß auf einem rothen Plüschsessel die junge Dame, das Original des Miniaturporträts, sehr elegant in dunkle Stoffe gekleidet. Sie las anscheinend träumerisch in einem Buch. Entzückt schaute Alberic sie an; sie erschien ihm noch viel schöner als auf dem Bildchen.

Plötzlich wandte die Dame den schwarzlockigen Kopf und sah mit den glänzenden Augen nach der Thür hin. Dieser seelenvolle, strahlende Blick durchzuckte den jungen Heirathskandidaten wie ein elektrischer Schlag.

„Nun, Herr Bichet?" flüsterte Philibert Coquille.

„Diese oder Keine!" murmelte ganz begeistert Alberic.

„Dann müssen wir uns nun vergewissern, ob auch Sie der Dame gefallen. Hoffen wir das Beste! Bitte, Herr Bichet, folgen Sie mir!"

Er führte seinen Kunden in einen anderen kleinen Salon, wo ebenfalls der Tisch mit einer sehr hellen Lampe versehen war. Daneben stand ein Stuhl. Eine zweite Thür war auch mit einem Guckfensterchen ausgestattet.

„Bitte, setzen Sie sich nun in gehörige Positur! Durch das Guckfensterchen dort wird die Dame Sie betrachten. So — so ist's sehr gut! Nun lächeln Sie, mein Herr! Lächeln Sie noch mehr! Nehmen Sie die allerfreundlichste, herzgewinnendste Miene an. So — ganz vortrefflich!"

Sachte schlich er hinaus.

Alberic saß fünf Minuten lang auf dem Stuhle, indem er lächelte, so lieblich er konnte. Dann trat Coquille wieder ein. Sein Antlitz zeigte den Ausdruck herbster Enttäuschung.

„Ich bin untröstlich, mein Herr, Ihnen mittheilen zu müssen, daß die Sache hoffnungslos ist," sagte er betrübt. „Leider gefallen Sie der jungen Dame gar nicht; Sie sind ihr zu klein, zu dick und zu blond. Aber verzweifeln Sie deshalb nicht! Ich finde noch eine andere geeignete Parthie für Sie."

„Nein, nein, keine Andere!" rief Alberic verzweiflungsvoll. „Diese oder Keine! Ach, sie verschmäht mich! Ich bin tief unglücklich."

Gedemüthigt, tief beschämt, aus allen seinen geträumten Himmeln jählings gestürzt, rannte er aus dem kleinen Salon, dann die Treppe hinab und aus dem Hause.

„Es hat diesmal gerade zwanzig Minuten gedauert," murmelte Herr Coquille, auf seine Uhr schauend. „Nun, Punkt acht Uhr kommt ein Anderer!"

Alberic war kaum auf die gasbeleuchtete Straße getreten, da rief ihn ein guter Freund an, der vor der Thür eines gerade gegenüber befindlichen Restaurants stand. Es war der junge, talentvolle Maler Viktor Ducange.

„Du siehst ja ganz verstört aus!" sagte er.

„Und Du, Viktor, siehst auch recht sonderbar aus; ich möchte sagen, so geheimnißbrütend," meinte Bichet.

„Du kommst aus dem Hause drüben, wie ich gesehen habe. Vor reichlich einer Stunde, um sechs Uhr, hatte auch ich dort Geschäfte."

„Heirathsgeschäfte?"

„Ja freilich! Eine wunderschöne unbekannte junge Dame habe ich da durch ein Guckfensterchen gesehen. Sie ist reich, Waise, spielt brillant Piano und, was weiß ich, alles sonst noch. Mir gefiel sie ganz außerordentlich; aber leider gefiel ich ihr nicht. Ich war zu lang, zu mager, zu dunkel."

„Und ich war ihr zu klein, zu dick und zu blond."

„Diese junge Dame scheint sehr eigensinnig und wählerisch zu sein."

„Leider, leider!"

„Herr Coquille scheint nur diese einzige junge Dame auf Lager zu haben."

„Das weiß ich nicht, Viktor. Ich bekümmere mich um keine Andere. Diese oder Keine! Ach, der holde, grausame Engel!"

„Die ganze Geschichte kostete Alles in Allem dreißig Franken."

„Genau dieselbe Summe habe ich auch entrichten müssen."

„Höre, Alberic, gehen wir in's Restaurant! Bei einer Flasche Wein wollen wir unseren Liebeskummer besprechen."

Bichet folgte bereitwillig dem Freunde, und sie nahmen drinnen im Lokal Platz in einer stillen Ecke. Dort sprachen sie lange eifrig über die geheimnißvolle Dame des Herrn Coquille.

Endlich sagte der Maler, nachdem er eine Weile nachdenklich geschwiegen: „Ich bin überzeugt, es liegt dem Allen ein Schwindel zu Grunde."

„Nein, nein!" rief Alberic unwillig. „Diese anmuthige junge Dame sollte die Genossin, die Helferin eines gemeinen Schwindlers sein? Unmöglich!"

„Du bist wirklich ganz urtheilsunfähig in Deiner übermäßigen Verliebtheit."

„Ja, ich liebe die holde Unbekannte! Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf!"

„Possen! Mir hat die geheimnißvolle Schöne es ja auch angethan. Aber deshalb verliere ich doch nicht den Verstand. Ich werde noch heute über diese Angelegenheit mit meinem Freunde, dem Polizeikommissar, sprechen, der mit mir in einem Hause wohnt."

Darauf verließen die Beiden das Restaurant. Es schlug gerade halb neun Uhr von den Kirchthürmen.

Als sie vor der Thüre waren, sahen sie beim hellen Scheine des Gaslichts Folgendes:

Drüben in dem bewußten Hause, vor welchem eine Laterne angebracht war, wurde ungestüm die Hausthür aufgestoßen, ein junger eleganter Herr kam heraus und ging eilig die Straße hinab.

„Ha!" rief Viktor Ducange. „Dieser da scheint soeben auch abgeblitzt zu sein — das sieht mir ganz darnach aus! Ich um sechs Uhr, Du um sieben Uhr, der junge Mann da um acht Uhr — dreimal dreißig macht neunzig Franken! Das Geschäft blüht! Vielleicht hat Herr Coquille heute noch mehr Geld verdient!"

Darnach trennten sich die Freunde. —

Eine halbe Stunde später setzte der Maler dem befreundeten Polizeikommissar die Sache weitläufig auseinander.

Dieser antwortete: „Es sind uns auch schon von anderer Seite allerlei Andeutungen über Coquille's seltsames Geschäftsgebahren zugekommen. Natürlich muß die Polizei behutsam sein. Im Vertrauen will ich Ihnen mittheilen, daß bereits einer unserer gewandtesten Geheimagenten beauftragt ist, die Geheimnisse des Coquille'schen Heirathsvermittelungsbureaus zu

erforschen. Soviel ich weiß, wird das morgen oder übermorgen geschehen!"

— — — — — — — — — — — —

Der Geheimagent, den man mit der Nachforschung beauftragt hatte, hieß Louvet. Er war ein Mann in den dreißiger Jahren, von angenehmem Aeußeren und Wittwer. Nachdem er über die Aufgabe nachgedacht, kam er begreiflicherweise zu der Einsicht, daß es am zweckmäßigsten sein würde, wenn er selbst als vorgeblicher Heirathskandidat aufträte.

So verfügte er sich denn eines Vormittags zu Philibert Coquille und erklärte diesem, er sei Kaufmann, habe ein einträgliches Geschäft in der Straße St. Denis und wünsche sich zu verheirathen.

Herr Coquille versicherte artig, daß er vor der Pariser Kaufmannschaft die größte Hochachtung hege, und schlug ihm als passende Parthie eine schöne neunzehnjährige reiche Waise vor, deren Miniaturporträt er zeigte.

Louvet entrichtete darauf mit scheinbar größtem Vergnügen die fünfundzwanzig Franken, welche bezahlt werden mußten, um das lebende Original zu sehen, und es wurde abgemacht, daß er um sechs Uhr Abends wieder erscheinen solle.

Pünktlich um die vereinbarte Zeit war er zur Stelle, und Coquille führte ihn zum Guckfensterchen.

Louvet schaute hindurch.

Selbst das Herz eines geheimen Polizeiagenten ist ja nicht unempfänglich für Liebesgefühle! Auch Louvet wurde von der berückenden Schönheit der jungen Dame tief ergriffen. Dabei kam es ihm so vor, als müsse er sie schon irgendwo einmal gesehen haben; er vermochte sich aber nicht zu besinnen, wo und wann.

Die schöne Unbekannte wandte den Kopf und schaute mit glänzenden Augen nach der Thür hin. Rasch blickte der verkleidete Polizeiagent sich um. Da sah er, wie Herr Coquille, vielleicht nervös, zuckte. Anscheinend hatte er eben die linke Hand an einem links von der Thüre herabhängenden Glockendraht gehabt, doch hatte keine Glocke im Hause geklingelt. Louvet blickte abermals durch das Fensterchen. Die junge Dame schien wieder träumerisch in ihrem Buche zu lesen.

„Diese Dame ist mir bekannt," flüsterte der Agent.

„Unmöglich, mein Herr!" wisperte Coquille.

„Ganz gewiß! Ich habe sie schon gesehen; wo, ist mir leider in diesem Augenblick nicht erinnerlich."

„Sie täuschen sich, mein Herr!"

Louvet erfaßte den Thürgriff. „Ah, die Thür ist verschlossen."

„Selbstverständlich!"

„Bitte, lassen Sie mich zu der jungen Dame hinein!"

„Mein Herr, die allbekannten Prinzipien meines Instituts: größte Diskretion, feinste Delikatesse, schonendste Zartheit, gestatten es nicht, Ihren Wunsch zu erfüllen. Erst wenn die Dame Sie gesehen hat und Sie ihr gefallen —"

„Zum Teufel!" rief Louvet, „dann würde ich sie wahrscheinlich niemals näher kennen lernen, denn nach dem, was man erzählt, hat noch Niemand vor den Augen dieser jungen Dame Gnade gefunden."

„Pst! Nicht so laut!"

„Ich will aber —"

„Mein Herr —"

„Oeffnen Sie die Thür! Ich will wissen, wer die junge Dame ist, die Sie so geheimnißvoll verschlossen halten!"

„Sie wollen — Herr, was unterstehen Sie sich. Ich ersuche Sie, sich aus meinem Hause zu entfernen, oder sich bedingungslos meinen Anforderungen zu fügen."

Louvet spielte jetzt seinen letzten Trumpf aus. Er zeigte eine dreieckige kleine Karte.

„Hier ist meine Legitimation! Ich bin Geheimagent der Polizei und amtlich beauftragt, die Geheimnisse Ihres Heirathsbureaus zu erforschen. Oeffnen Sie also gutwillig diese Thüre! Es ist das Beste in Ihrem eigenen Interesse."

Der Heirathsvermittler erblaßte, faßte sich aber sofort.

Er lächelte höflich und sagte, indem er die Thür aufschloß: „Der polizeilichen Gewalt muß ich nachgeben. Treten Sie ruhig ein, mein Herr! Ich hole Herrn Durand, den Hauswirth, damit er Zeuge sei, daß mir Gewalt angethan wird. Denn ich werde mich über Sie beschweren, mein Herr Polizeiagent, dessen seien Sie versichert."

„Das steht Ihnen vollständig frei, Herr Coquille," sprach Louvet. „Meinetwegen holen Sie den Hauswirth!"

Und er trat allein in den kleinen Salon.

Seltsamerweise rührte sich die junge Dame nicht. Nichts schien ihr gleichgiltiger zu sein, als der Besuch eines Polizeiagenten.

„Ist sie vielleicht bei ihrer Lektüre eingenickt?" dachte Louvet.

Er schlich auf den Fußspitzen ganz nahe, neigte sich über die Dame und schaute ihr beim hellen Scheine der Astrallampe in's Gesicht.

Da brach er plötzlich in ein schallendes Gelächter aus.

„Eine Wachsfigur!" murmelte er höchlich überrascht. „Ha, dieser Coquille ist wirklich ein Meister in der höheren Schwindelkunst! Und jetzt weiß ich auch, woher ich diese schöne Dame kenne: auf dem Jahrmarkt zu Nanterre habe ich sie vor zwei Jahren in einer Schaubude gesehen; sie war aber ganz anders kostümirt und frisirt, lag in einem großen Glaskasten und hieß: „Die schlafende Venus". Es muß eine mechanische Vorrichtung in ihr angebracht sein."

Er suchte und entdeckte bald einen dünnen Draht, der von der Wachsfigur am Fußboden entlang nach der Wand und dann weiter geleitet war zur Thür mit dem Guckfensterchen. Als er den Draht erfaßte und daran zog, wandte die Figur das Haupt in der schon bekannten Weise, und die funkelnden Glasaugen bewegten sich in ihren Höhlen.

Louvet hatte in wenigen Minuten diese Beobachtungen gemacht. Jetzt eilte er zur Thüre und wollte hinaus. Aber die Thür war verschlossen und der Schlüssel von außen abgezogen.

„Teufel!" murmelte der Polizeiagent, „der alte Schlaukopf hat mich überlistet. Er wird mir entwischen!"

Und er begann mit den geballten Fäusten so gewaltig an die Thür zu schlagen, daß der Lärm durch das ganze Haus schallte.

Nach einer kleinen Weile vernahm er Stimmen. Es kamen Leute in's Empfangzimmer.

„Was machen Sie denn da, Herr Coquille?" rief Jemand. „Hilf Himmel, wie sieht es hier aus! Schubfächer und Schränke geöffnet, anscheinend ausgeraubt! Wer hat Sie denn eingeschlossen?"

„Oeffnet!" schrie Louvet.

„Zum Henker, das ist ja nicht Herr Coquille, der da ruft!"

Die alte Dienerin schaute von außen durch das Guckfensterchen.

„Herr Durand," kreischte sie, „das ist ein Anderer, gewiß ein Dieb! Ach, vielleicht ist der gute alte Herr ermordet worden!"

Und beide Stimmen vereinten sich zu dem Geschrei: „Hilfe, Hilfe! Räuber, Diebe, Mörder sind im Hause!"

„Das ist nicht wahr!" schrie drinnen Louvet. „Ich bin Poilzeiagent! Coquille ist geflüchtet! Coquille ist ein Schwindler!"

Aber der Hausherr und die alte Aufwärterin schrien nur noch ärger. Von der Straße herein eilten Leute in's Haus, darunter auch Polizisten. Die Thür wurde erbrochen, und nun erfolgte natürlich die Verständigung.

Unterdessen aber hatte Philibert Coquille, der im entscheidenden Augenblick, als er sein geheimnißvolles Treiben der Entdeckung nahe sah, die Geistesgegenwart nicht verloren, sich längst in Sicherheit gebracht und war spurlos verschwunden. Sein erbeutetes Geld und einige Werthsachen hatte er hastig zusammengerafft und mitgenommen.

Der Hauswirth, der ihm die Wohnung möblirt vermiethet und auch auf seinen Wunsch die beiden Guckfensterchen in den Thüren hatte anbringen lassen, war außer sich vor Erstaunen über das, was er sah und hörte, besonders über die Wachsfigur, die weder er noch die Aufwärterin jemals zuvor bemerkt hatten. Tags über nämlich hatte Coquille sie sorglich in einer großen Kiste verschlossen gehalten.

„Ist das möglich?" rief Durand. „Herr Coquille, den ich für einen vollendeten Biedermann hielt, ist als Schwindler entlarvt! Ach, er war immer so liebenswürdig, und ich habe ihn niemals um den Miethzins gemahnt, den er mir noch schuldig ist. Die Sachen, welche er zurückgelassen hat, belege ich zur Sicherung meiner Forderung mit Beschlag!"

Weiter berichtete er, vor vier Monaten sei Coquille eingezogen und habe gleich sein Heirathsbureau eröffnet. Nach etwa acht Tagen habe er einmal beiläufig gesagt, daß wohl heirathslustige Herren zu ihm kämen, aber keine einzige Dame habe sich gemeldet. So erklärte es sich also, wie er auf den Schwindel mit der Wachsfigur verfallen war, die er sich auf irgend eine Weise billig verschafft haben mußte. Das Geschäft war im Laufe eines Vierteljahrs jedenfalls höchst einträglich gewesen, denn fast jeden Tag waren einige Herren zu ihm gekommen, meistens junge Leute. —

Als diese Geschichte in Paris bekannt wurde, erregte sie ungeheure Heiterkeit. Auch Alberic Bichet erfuhr sogleich davon. „Also nur eine Wachsfigur!" murmelte er. Und geheilt war er wie durch Zauber von seiner Liebespein.

Die Besitzer des berühmten Wachsfigurenkabinets am Boulevard du Temple kauften die schöne Wachsfigur und stellten sie an hervorragender Stelle ihres Etablissements auf mit der Inschrift am Sockel: „Philibert Coquille's berühmte Heirathsdame". Als solche zog sie noch monatelang die Aufmerksamkeit der neugierigen Pariser auf sich, um dann vergessen zu werden, wie so manches Andere und Wichtigere auch.

Von dem geriebenen Herrn Coquille hat man nie wieder etwas gehört.

Mannigfaltiges.

Eine entschlossene Prinzessin. — Die Geschichte der Bonapartes ist reich an großen Begebenheiten, nicht minder reich auch an interessanten Familienepisoden. Zu den letzteren zählt die Verheirathung der Enkelin Lucian Bonaparte's, Fürsten von Canino, mit dem deutschen Grafen v. Solms.

Maria Lätitia Bonaparte-Wyse (geb. 1833) war eine eigenthümliche, hochbegabte Natur, eine Art Wunderkind. Mit drei Jahren konnte sie lesen, sie lernte Alles spielend; ihre Lernbegierde kannte keine Grenzen. Ende des Sommers 1848 verließ sie, fünfzehn Jahre alt, das Kloster, um in die Welt eingeführt zu werden. Ihre Mutter hatte eine Einladung zu einem Feste in dem Hause des Grafen Lafitte erhalten und wollte ihre Tochter daran theilnehmen lassen; Maria war sehr erfreut darüber und konnte den festlichen Tag kaum erwarten. Festlich geschmückt trat sie am Abend in den Salon ihrer Mutter. Die Fürstin Lätitia, stolz auf die Schönheit

ihrer Tochter, tadelte aber ihr Kleid und bestand darauf, daß Maria es mit einem anderen vertausche. Die Einwände und der Widerstand des jungen Mädchens reizten sie endlich so heftig, daß sie sich vergaß und ihr eine Ohrfeige gab. Maria war tief gekränkt. Zitternd begab sie sich auf ihr Zimmer, um die von der Mutter befohlene Toilette zu machen. Als sie zurück kam, erschien sie äußerlich ruhig, und Madame Bonaparte, die ihre Heftigkeit längst bereute, war sehr erfreut, keine Verstimmung an der Tochter zu bemerken. Man begab sich nach dem Hause des Grafen Lafitte, wo eine glänzende Gesellschaft versammelt war.

Kaum in den Salon getreten, ward die Fürstin von dem Grafen Eduard Solms begrüßt und um die Erlaubniß gebeten, Fräulein Maria Lätitia zum Tanze führen zu dürfen. Das Paar stellte sich zur ersten Quadrille, doch kaum erschallten die ersten Töne der Musik, als das junge Mädchen heftig zu weinen anfing. Der Schmerz über die widerfahrene Behandlung, den sie bisher unterdrückt, brach nun gewaltig hervor. Graf Solms, äußerst bestürzt über die Thränen seiner Tänzerin, führte diese abseits und fragte: „Was ist Ihnen begegnet? Warum weinen Sie?"

„Weshalb ich weine? Meine Mutter hat mir eine Ohrfeige gegeben, und das macht mich sehr unglücklich. Ich möchte mich verheirathen. Ich fühle, daß ich meiner Mutter niemals verzeihen werde, so lange ich von ihr abhängig bin. Sobald ich selbstständig geworden, werde ich nur ihrer Güte gedenken, und ich wünsche doch so sehr, meine Mutter wieder lieben zu können, deshalb will ich mich verheirathen. Heirathen Sie mich, Herr Graf, ich bitte Sie darum, ich will so gut und liebenswürdig sein, ich will —"

„Von mir, mein Fräulein," sagte Graf Solms, den alles Bizarre anzog, „kann nicht die Rede sein, denn ich bin bereits verheirathet; aber ich will Ihnen helfen. Ich habe einen Bruder, der gut und tüchtig und noch frei ist; ich erwarte ihn in einigen Wochen, und er wird thun, was ich von ihm verlange. Wollen Sie ihn heirathen?"

„O, wie gut sind Sie! Aber könnten Sie Ihren Bruder nicht früher kommen lassen?"

„Nein, mein Fräulein, auch will ich Ihnen Zeit zum Nachdenken geben, damit Sie keine Uebereilung begehen. In einigen Tagen werde ich mir Bescheid bei Ihnen holen."

„Nun, so sei es; adieu, lieber Schwager!" schloß Maria diese merkwürdige Unterhaltung. . . .

Zu bestimmter Zeit traf Graf Friedrich Solms in Paris ein. Graf Eduard Solms begab sich sofort zur Fürstin Lätitia und bat um die Hand ihrer Tochter für seinen Bruder. Die Fürstin erstaunte über diesen Antrag nicht wenig, doch als sie mit Maria darüber sprach, erwiederte diese: „Ich will den Grafen Solms heirathen; ich werde nie einem anderen Manne angehören!" und als ihr die Mutter sagte, ihr Bewerber, den sie ja noch gar nicht gesehen, sei sehr häßlich, erwiederte sie: „Das ist mir ganz gleichgiltig! Ich habe mein Versprechen gegeben und werde dasselbe halten!"

Noch zögerte die Mutter, obwohl die Aussicht, sich mit einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands zu verbinden, sehr verlockend war, und erst der nachmalige Kaiser Louis Napoleon brachte diese merkwürdige Heirath zu Stande. Seine Anhänger, unter ihnen die Grafen Solms, waren damals sehr thätig, seine Wahl als Deputirter der Stadt Paris für die Nationalversammlung durchzusetzen. Napoleon gab seinen Getreuen das Versprechen, ihrer Dienste zu gedenken. Graf Solms forderte von ihm, als Oberhaupt der Familie Bonaparte, seine Einwilligung zu der beabsichtigten Heirath, und Napoleon verweigerte sie nicht. Drei Tage nach seiner Wahl zum Präsidenten der französischen Republik fand die Trauung des jungen Paares statt. [C. T.]

Sonderbare Lückenbüßer. — Als im Jahre 1712 in England die erste Steuer auf Zeitungen gelegt wurde, verminderte sich der Absatz des „Spectator" um die Hälfte. Im Jahre 1750 stand es so schlimm mit den englischen Zeitungen, daß die Verleger, um die gehörige Seitenzahl mit billigem Material auszufüllen, zur Bibel griffen und, mit dem ersten Buche Moses anfangend, wöchentlich ein Kapitel erscheinen ließen, bis sie damit zu Ende waren. [E. K.]

Humoristisches.



Besserung.

Kannst Du denn nun zur Zufriedenheit Deines Mannes kochen?
— Ganz noch nicht, aber es geht doch schon besser. Erst sagte er nämlich immer, das Essen schmecke schlecht, während er jetzt doch nur behauptet, daß es gar nicht schmecke.



Der Unterschied.

Herr: Hundert Flaschen habt ihr nur aus dem Faß gemacht? Das ist ja unmöglich, neulich waren's doch zehn Flaschen mindestens mehr!
Diener: Gnä' Herr, diesmal hat mir aber auch der Joseph noch geholfen — abziehen!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthsels: „Kindheit" in Nr. 26:

Die an der Blätterranke befindlichen Blätter bilden der Anzahl nach vier Gruppen: einzelne, doppeltstehende, drei und vier Blätter beisammen. Es müssen daher erst alle Buchstaben an den Einzelblättern, dann an den zu zwei, drei und vier Blättern abgelesen werden, jedesmal vom linksseitigen Rankenende oben an, längs dem Laufe der Ranke fort bis zum Rankenende oben rechts. Man erhält als Auflösung: 1) Das ist der Zauber 2) an Blume und Kind, 3) daß Beide nicht wissen, 4) wie reizend sie sind.

Logogriph und Homonym.

Es ist ein Baum im deutschen Land;
Wenn man den Kopf vertauscht,
So liegt's als feste Stadt am Strand,
An dem die Weichsel rauscht.

Und streicht man dann den letzten Laut,
So ist's ein deutscher Gott;
Wo man es heutzutage schaut,
Verfällt's mit Recht dem Spott.

Zwar hat es oft ein Flügelpaar,
Doch fliegt es niemals fort;
Beharrlich bleibt es Tag und Jahr
Am angewies'nen Ort.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Verschiebungs-Aufgabe.

Die folgenden sechs Worte: SCHUMANN, MARATHON, EDELSTEIN, DESPOTISMUS, LANDKARTE, MATROSE, sind untereinander zu stellen und alsdann solange seitlich hin und her zu schieben, bis zwei in gleichen Abständen voneinander befindliche senkrechte Reihen je den Namen eines berühmten Feldherrn des Alterthums und der Neuzeit ergeben.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösungen von Nr. 26: der dreisilbigen Charade: Grünschnabel; des Räthsels: Retter.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.